

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 23

Artikel: "Ein Kirchlein steht im - Grünen"

Autor: A.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kirche von Bremgarten bei Bern.

(Phot. Salzmann, Bern).

„Kann denn so etwas passieren.“ Damit geleitete sie Marianne zur Türe hinaus.

Der Rückzug gestaltete sich für des Doktors Jüngste absolut günstig. Sie konstatierte das mit Befriedigung auf dem Heimwege, strecke das Näschen ledig in die Frühlingsluft und fand die Welt recht angenehm. Aber dann schien sie über etwas heftig nachzudenken. Manchmal lächelte ihr Kindermund unbewusst, manchmal fraßte sich die reine Stirn, während die graublauen Augen gesammelt vor sich hinschauten. Zu Hause hatte sie den Korb kaum zur Seite gestellt, als sie auch schon den Doktor suchte und endlich im Garten fand. „Vater“, sagte sie, „sind wir dem Krämer am Markte wirklich etwas schuldig? Vierundzwanzig fünfzig macht es und soll schon seit Neujahr stehen.“

„Kind“, antwortete der Doktor, „das kann ich nicht sagen. Wüßte ich es, hätten wir's natürlich bezahlt. Möglicher ist es schon. Bedenke, in jener Zeit! Ich will nachsehen. Die Rechnungen sind alle geordnet und müssen in der linken Schublade sein. Ich will einmal nachsehen.“

„Das kann ich schon selbst tun. Bleibe nur da. Die Sonne scheint so schön.“ (Fortsetzung folgt.)

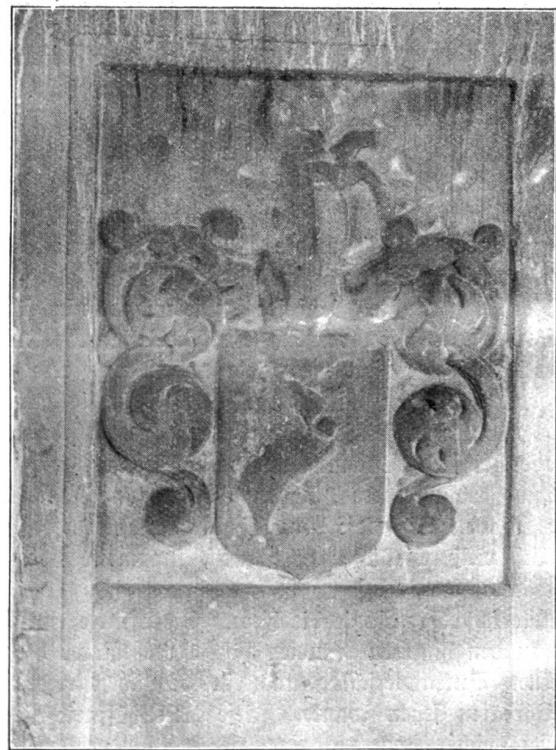
„Ein Kirchlein steht im — Grünen.“

Ein erfrischender Morgenspaziergang: Enge, Höhenweg, Felsenau, Senftau-Brücke — führt dich hin. Zum Bremgarten-Kirchlein natürlich, jener duftenden Idylle auf der kleinen Aarehalbinsel, die der vom Reichenbach-Absteher zurückkehrende Fluss in elegantem Birkelschwung von der Engehalbinsel abgetrennt hat. Wirklich ganz im Grünen steht das Kirchlein mit seinem altersgrauen Räbsilienturm und hohem Chorvorbau. Ein wohlgeflegtes Kirchlein schmiegt sich ihm an, und wer zu dieser Zeit neugierig über die östliche Friedhofsmauer guckt, blickt hinab auf grünen Wiesengrund, um den die eilenden Wellen ihr blaues Band schlingen, und hinüber zum amphitheatralisch geschwungenen, ganz von lichtgrünem Buchenwald besetzten jenseitigen Steilufer, das das Kirchlein und sein Pfarrhaus auf der Halbinsel und die Schlossbesitzung weiter oben nach der Art alter Miniaturbildchen gefühlvoll einrahmt. Dieses landschaftliche Schmuckstück, von dem verständnisvolle Behörden

und heimatshübschfliessene Grundbesitzer störende Neuerungen fernzuhalten wußten, überrascht den Wanderer um so mehr, als er es in fast unmittelbare Nähe eines rasch wachsenden Industriequartieres findet. Es ist zu befürchten, daß die neue Zeit mit ihrem zugriffigen, auf Tageswerte erpichten Tatendrang einmal an diese Idylle heranrücken wird, daß Gewerbe sich ansiedeln und Wohnkolonien entstehen. Möge diese Befürchtung sich einstweilen und noch lange nicht erwähnen.

Sehen wir uns in den Predigtstuhl mit Blick auf die schönen neuen Glasgemälde im Chor. Geruhssame Stimmung umfängt uns. Die Bilder der Vergangenheit ziehen in bunter Reihe an unserer Seele vorüber.

Wie alt mag das Kirchlein sein? Die Urkunden geben keine genaue Antwort auf diese Frage. Schiff, Turm und Chor müssen aus verschiedenen Zeiten stammen. Als ältester Teil dürfte nach H. Rasser das Schiff gelten, dessen Mauern noch unbehauene Steine in loser Schichtung zeigen. Sicher ist dieses älteste Kirchlein älter als jedes der heutigen Gotteshäuser in der benachbarten Stadt. Denn der Ort Bremgarten — er war ursprünglich ein zum Schloß gehöriges festes Städtchen — stand lange, bevor der Zähringerherzog Bern gründete. Erstmals urkundlich bezeugt ist das Kirchlein aus dem Jahre 1239. Jüngeren Datums als das Schiff scheint der romanische, in den Fensteröffnungen aber schon gotischen Einfluß ver-



Grabschrift und Wappen vom Geschlecht der Augspurger, frühere Besitzer des Schlosses Reichenbach, ebenfalls in der Kirche von Bremgarten bei Bern begraben.

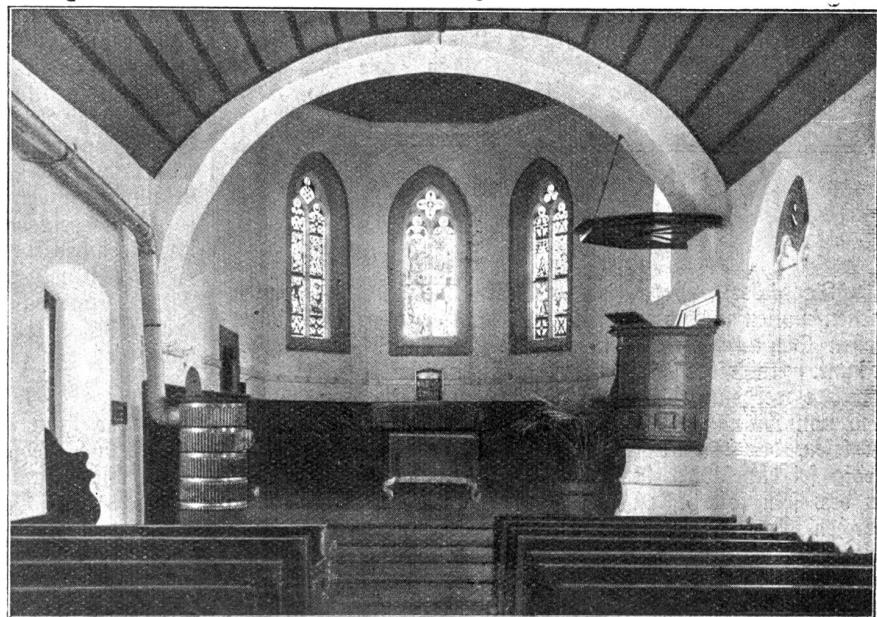
ratende Turm zu sein. Das überhöhte Chor ist ein typischer Johanniterbau, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert; es mag dem Adel der Umgegend als Grabkapelle ge-

dient haben. Alle drei Teile sind harmonisch miteinander verwachsen und stellen mit ihren guten Proportionen geradezu ein Musterstück architektonischen Feingefühls dar.

Den Freiherren von Bremgarten, denen das Schloß, das Städtchen und das Kirchlein gehörten, wurde die Nähe der aufstrebenden jungen Stadt verhängnisvoll. Im Rachezug der Berner gegen ihre Feinde, denen sich auch die Herren von Bremgarten angeschlossen hatten, nach dem Sieg am Donnerbühl (1298), wurden das Städtchen und das Schloß zerstört. Die verarmten Freiherren verkauften im Jahre 1307 die Herrschaft Bremgarten samt der Kirche und der Fähre an das Johanniterkloster zu Münchenuhsee.

Die Kirche blieb bis zur Reformation im Besitz der Johanniter, die das Pfarramt durch einen Ordensbruder, später durch einen Leutpriester besorgten ließen. Von der Reformation an bis auf die Gegenwart ist Bremgarten durch einen eigenen Pfarrer bedient worden; eine Ausnahme macht die Zeit zwischen 1598—1632, da die Pfarrstelle mit einer Professorur der theologischen Schule in Bern verbunden war. Im Jahre 1767 beschloß der Große Rat, die Pfarrstelle nach dem Ableben des damaligen Inhabers aufzuheben. Aber Pfarrer Benjamin Eggimann amtierte noch 16 Jahre und der Beschluß kam nicht zur Ausführung; 1783 wurde er formell widerrufen. In beiden Beschlüssen wurden die Grabstätten der dort beigesetzten Adeligen, vorab die des Rudolf von Erlach, des Siegers von Laupen, erwähnt als historische Denkmäler, die erhalten und gepflegt werden sollten.

Die Kirche wurde nachweislich in den Jahren 1662



Das Chor der Kirche von Bremgarten bei Bern. (Phot. Salzmann, Bern.)

dolfs von Erlach angebracht. Angeblich soll sich dort dessen Begräbnisstätte befinden, was aber nicht mit Sicherheit festzustellen ist. Die Grabplatte zeigt oben einen Schild mit dem Wappen von Strättlingen, unten einen beschädigten Schild mit einem Wappen, das man nicht sicher als das des Geschlechts der Erlach ansprechen kann. In der Mauer eingefügt wurden vor etlichen Jahren das zum Grab eines Vinzenz von Wattenwill gehörige Bronzewappen und der Grabstein eines Augspurger, eines früheren Besitzers des Schlosses Reichenbach.

Im Berner Historischen Museum befinden sich drei wertvolle gemalte Wappenscheiben, die ehemals die Chorfenster der Bremgarten Kirche zierten. Sie wurden von der Kirchengemeinde 1875 um 150 Franken an das Museum verkauft, dessen damaliger Konservator, Emanuel von Zellenberg, mit diesem Kauf wohl glaubte verhindern zu müssen, daß die Scheiben in Privatbesitz übergingen, um dann ins Ausland zu verschwinden. Die drei Glasgemälde stellen Wappenschilder eines Johanniter-Ordensmeisters und eines Komturs von Münchenuhsee dar, und eines ist die prachtvolle Aemterscheibe des Hans Funf.

Das Kirchlein blieb viele Jahre ohne farbigen Fensterschmuck, bis sich im Jahre 1924 die Familie Wazmer im Schloß Bremgarten in hochherziger Weise anbot, auf ihre Kosten die Kirche zu renovieren und mit neuen Glasgemälden auszustatten. Die Kirchengemeinde nahm das Anerbieten natürlich freudig und dankbar an. Kunstmaler Moilliet in Bern schuf drei farbenleuchtende in Stil und Motiv dem historischen Geist des Kirchleins stimmungsvoll angepaßte Chorfenster und leitete die Bemalung des Kircheninneren, die durch ihre lebensfrischen, warmen Farben angenehm berührt. Moilliets Kunstleistung verdient hervorgehoben zu werden. Es gelang ihm, den Raum dem modernen Empfinden anzupassen, ohne im mindesten der Vergangenheit Gewalt anzutun. Seine in archaisierendem Stile gehaltenen Glasgemälde stellen biblische Motive dar: das mittlere den Friedensengel mit der Palme und den Leidensengel mit dem Kelch, das rechts Adam und Eva, wie sie friedlich das Feld bebauen, und den andächtig betenden Abel und das links die Vertreibung des ersten Menschenpaars aus dem Paradies und den Brudermörder Cain nach der Tat (darunter Greuelszenen als Erinnerung an den Weltkrieg).

Das Bremgarten Kirchlein stellt ein erfreuliches kleines Kapitel aus der bernischen Bau- und Kunstgeschichte dar.



Grabschrift und Wappen von Vinzenz Maximilian von Wattenwill, gestorben im Jahre 1739, liegt in der Kirche von Bremgarten bei Bern begraben.

und 1738 renoviert und späterhin, so in den Jahren 1811, 1827 u. a. baulich instand gesetzt. Im Jahre 1822 wurde hart neben dem Taufstein eine Gedenktafel zu Ehren Ru-

Der Sonntagmorgen-Spaziergang lohnt sich, zumal wenn man eine herzwarne und kluge Predigt und einen gut studierten Musikvortrag miterleben kann, wie das dem Schreiber dieser Zeilen am Pfingstsonntag zuteil geworden ist. — A.S.

Bilder aus Benedig.

Von Dr. Otto Rehrl.

Auf dem Markusplatz.

Tagsüber: Wenn Sie die Neuangelkommenen kennen lernen wollen und womöglich zu diesen selber gehören, dann gehen Sie auf den Markusplatz. Dort finden Sie sie bestimmt. Und ihre Beschäftigung ist immer dieselbe. Die Tauben werden gefüttert, von groß und klein, von Magier und von München. Wohl steht in vielen Reiseschilderungen zu lesen, das Taubenfüttern auf dem Markusplatz in Benedig sei ein blöder Rummel. Ich sehe nicht ein, weshalb es das sein soll. Man füttere die kleinen, traulichen Dingchen nur selbst, und man muß schon ein arger Griesgram sein, um dabei nicht seine helle Freude zu haben. Und warum nicht auch knipst und geknipst werden! Die Daheimgebliebenen kriegen den denkbar besten Eindruck vom Wohlergehen ihrer Italienfahrer, und es ist doch auch schön, die Bildchen für später aufzuhaben, damit die Enkel einmal wissen: Großvater und Großmutter haben auch einmal die Tauben gefüttert in Benedig auf dem Markusplatz. Ein bisschen Philisterhaftigkeit tut doch unserer Zeit not.

„Die lieben, reizenden Täubchen“, heißt es immer wieder. Das stimmt nicht ganz. Arg futterneidig sind sie, trotzdem sie den ganzen Tag nach Maishörnern picken. Man muß nur zwei oder drei dieser Tierchen auf den Arm und die Hand geslossen bekommen, da erlebt man es rasch einmal, wie sie sich nach dem Grundsatz „Alles mein“ mit spitzem Schnabel bearbeiten. Schauen wir näher zu, so sehen wir denn bald recht fette Tauben neben dünn geratenen.

Was sonst noch auf dem Markusplatz zu sehen ist?

Das habe ich still in mich aufgenommen und hütte mich, nachzuerzählen, was andere so gut zu Papier gebracht haben. Ich danke ihnen bloß: Goethe, Gregorovius, Ruskin. Auch Scheffler und Widmann seien nicht vergessen.

Nachts: Fast jeden Abend ist Konzert der Banda comunale oder einer andern Kapelle. Heute auf dem Platz selbst, morgen auf der Piazzetta daneben. Tausende hören zu, aber wir empfinden die Menge nicht, denn der Platz, dieser Gewaltige, schlucht weit größere Massen. Bis weit in den Platz hinein sind die runden Tischchen der Kaffeehäuser aufgestellt, belebt mit Fremden. Die Einheimischen begnügen sich meist mit einem Stehplatz, denn an diesen Tischchen zu sitzen ist sündhaft teuer und langweilig. Um Albions und Germaniens Flor zu bewundern, sind wir doch nicht hierher gekommen. Die schönen Abendtoiletten, die nach dem „Dinner“ noch für einen Augenblick spazieren geführt werden, können wir beim Herumbummeln besser betrachten und ihre Trägerinnen nach Gebühr bewundern. Weit mehr fesseln uns aber die Einheimischen selbst, soweit sie sich dort zeigen. Der Musik leidenschaftlich ergeben, hören sie mit Begeisterung und Geduld die hinreißend gespielten Stücke an, die schicken Mädelchen und ihre Verchrer. Ruhig verhalten sich nur die ältern Semester. Das Jungvolk promeniert auf und ab, so daß bald der schönste Corso im Gang ist, der sich mit Vorliebe dann in die enge, prächtig erleuchtete Merceria, die Geschäftsstraße, verzieht. Welche Gelegenheiten, sich kennen zu lernen, zu tändeln! Ein Thema für einen Doktoranden der Nationalökonomie: Der Einfluss des Corso auf die Heiratsmöglichkeiten eines jungen Mädchens. Ich trete das Thema frei ab, die wissenschaftliche Formulierung allerdings dem Bearbeiter überlassend!

Doch was sehen wir da! Mit zerschlissenen Kleidern windet sich geschickt ein älterer Mann zwischen den Leuten

durch, den Blick streng auf den Boden gerichtet. Da, dort bückt er sich. Er sucht nach Zigarettenresten, die er gierig aufhebt und in die Tasche verschwinden läßt. Ob diese Reste als Rautabak irgendwo wieder auferstehen oder dem Mann selbst Gelegenheit zu dem ihm sonst unzugänglichen Rauch- und Brandopfern gibt, wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß das Rauchen in Italien zu den teuren Genüssen gehört.

Unter einem der großen Kandelaber sitzt eine Mutter, ihr Kleinstes im Schoße. Es schläft. Schon schlägt die zehnte Abendstunde. Da naht sich ein Polizist, schüttet die Mutter mit sanfter Ermahnung nach Hause, das Kind gehöre ins Bett. Ja, Ordnung herrscht im heutigen Italien, das sehen wir auch sonst auf Schritt und Tritt.

Gondola, gondola, Signore!

Wer kann dem Ruf widerstehen! Das Gondelfahren gehört zu Benedig wie das Taubenfüttern auf dem Markusplatz. Man glaube ja nicht, daß es in der Lagunenstadt ohne Gondeln kein Vorwärtskommen gebe. Wer sich auch nur mäßig auskennt und da und dort den Stadtplan zurate zieht, der kann von einem Ende der Stadt zum andern gelangen, ohne eine Gondel zu benützen. Hat man es eilig, so haben ohnehin die flinken Dampfbootchen, die Vaporini, den Vorzug. Sie sind das Beförderungsmittel für die Venezianer selbst und sehr billig. Aber Benedig ohne Gondelfahren; das wäre Selbstbetrug, denn nirgendwo sonst läßt sich auf diesen stattlich schönen Gondeln fahren.

„Gondola, gondola, sönne Gondel, Err, Serenata auf Gran Canal, Carmen, Santa Lucia!“ So tönt es schon wieder von einer andern Ecke, immer eindringlicher. Also steigen wir ein! Fünfzehn Lire die Stunde haben wir abgemacht, so schreibt es auch der Tarif für eine „Mondscheinfahrt“ vor. Schon steht der dienstfertige Rampino bereit und hilft uns einsteigen. Diese ziemlich überflüssige Hilfeleistung ist ein Vorrecht der Männer, die bei den Gondeln stehen und sich damit ein kleines Trinkgeld verdienen wollen.

„Wohin die Fahrt, Signore?“ Also auf zur Serenata an den Gran Canal. Schon rudert der Bootsmann los, ein artiger Mann, der auf die mehr oder minder intelligenten Fragen, die wir stellen, bereitwillig Auskunft gibt.

„A-oèl“, ruft er laut und melodisch in die dunkle Nacht hinaus. Unser Gondoliere will in einen Seitenkanal einbiegen. Mit seinem Ruf will er die von der Gegenseite herannahenden Fahrzeuge warnen. „Sia stati“, tönt es entgegen. Halt an und weiche nach rechts aus, bedeutet der Ruf, ich habe den Vortritt. So regelt sich der Verkehr ohne Hupen und Lärm. Ich muß sagen, diese Burufe haben mich am meisten gepackt, ein Stück Mittelalter ist hier noch lebendig, denn diese Rufe sind seit unvordenlicher Zeit dieselben.

In der Tat, auf dem Gran Canal können wir eine Serenata anhören. Reichlich Mache zwar. Auf einem Boot wird gesungen. Auf Bestellung hin natürlich. Wir haben rasch genug und lassen uns zurückgleiten, dem Rialto zu. Unser Gondoliere führt uns auf dem kürzesten Weg dorthin, durch die engen, nicht immer herrlich duftenden Kanäle und Kanälchen, an stolzen Palästen und ehr samen Bürgerhäusern vorbei. Wieder ertönen seine Rufe: „Sia premi — Sia di lungo — A-oèl...“

Wann werden wir sie wieder hören?

Am Rialto.

Gar oft sind wir am Fuße dieser Brücke gesessen, bei Tag und in der Nacht. Den Gran Canal in einem fühligen Bogen überspannend, vermittelt sie den Verkehr zwischen den zwei wichtigsten Stadtteilen. Wer zu Fuß vom einen zum andern gehen will, muß über den Rialto. Kein Wunder, wenn sich dort ein lebhafter Verkehr abspielt, und es für ein offenes Auge viel zu sehen und zu erleben gibt. Das Bild einer belebten Theaterzene drängt sich auf. Ein Kommen und Gehen, ohn Unterlaß. Wenig Fremde, dafür um so